

den, weil ich nicht zur Verhandlung erschienen war. Mein Fall sollte erst im Mai zur Aburteilung kommen.

Zum Glück wußte ich das nicht, erfuhr auch nicht, daß meine Rigaer Flottenvereins-Kollegen zu je einem Jahre Festungshaft verurteilt worden waren. Mich hätte mindestens die gleiche Strafe getroffen, wenn nicht eine härtere, denn die Nowoje Wremja hatte sich schon im November die größte Mühe gegeben, mich als einen der tätigen Agenten Deutschlands hinzustellen, der mit Hilfe der baltischen Ritterschaft, die bei dieser Gelegenheit auch einen Hieb abbekommen sollte, die genauesten Karten der einzelnen Kreise der Ostseeprovinzen angefertigt und der mit Unterstützung einiger namentlich genannten Herren die germanische Propaganda in diesen Provinzen organisiert hätte. Die Fäden dieser Organisation wären in meiner Hand vereinigt gewesen.

Bei diesen Schand- und Hezartikeln der Nowoje Wremja muß die Rigasche Gendarmerie die Hand im Spiele gehabt haben, denn es wäre sonst dem Verlage der Zeitung nicht möglich gewesen, eine von mir ausgestellte Flottenvereins-Mitgliedskarte, die bei dem Rigaschen Stadtgartendirektor Herrn G. Kuphaldt beschlagnahmt worden war, im Faksimile zu veröffentlichen. Am Sonntag, 14. Februar, hatten mich wieder die häßlichsten Gedanken gepeinigt und die schwärzesten Bilder verfolgt; der Tag war mir endlos lang geworden, und ich hatte mich schon um 7 Uhr entkleidet aufs Bett gelegt. Plötzlich schreckte ich auf, meine Tür wurde geöffnet, und es erschien der Oberschließer mit zwei Wächtern und herrschte mich an: »Steh auf! Pade deine Sachen zusammen, es geht fort!« Mich durchzuckte der Gedanke, jetzt werde ich wieder nach Riga transportiert und habe nun niemand, der sich meiner annimmt. Meine Familie erfährt vermutlich erst am Donnerstag, daß ich fort bin. Wie werden sie zu Hause erschrecken, wenn sie die Nachricht erhalten!

Da ich mir den rechten Stiefel nur unter großen Schwierigkeiten selbst anziehen kann, so sollte mich mein Wächter unterstützen, der tat es aber nicht, der andere, ein jüngerer Mann, mußte mir helfen. Als alles zusammengepackt war, wurden aus der Kammer mein Pelz und die übrigen dort abgelegten Sachen herbeigeschafft, die Wächter trugen die Pakete, der Oberschließer stützte mich, und so ging es durch die Höfe ins Kontor. Nach kurzem Warten erschien der Direktor in eigener Person mit einem Telegramm in der Hand, das er mir vorlas. Ich hatte wenig mehr verstanden als die Worte: »Auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Kaisers«. Auf meine Frage, was nun mit mir geschehen würde, antwortete er mir, ich sei frei und könne gehen, wohin ich wolle. »Also könne ich nun nach Hause?« »Nein, nach Riga nicht, aber hier in Tobolsk könne ich nach meinem Gefallen leben; erst aber müsse ich zur Polizei, dort würde ich das Geld, das meine Tochter für mich eingezahlt habe und von dem wenig verbraucht sei, zurückerhalten. Gleichzeitig gab er mir meine Ringe wieder. Ich war frei und durfte zu den Meinen! — Der Umschlag von der trostlosen Stimmung des heutigen Tages zu dem Gefühl des Erlöstseins von aller Qual war so gewaltig, daß ich am liebsten laut geheult hätte.

Im Hofe stand ein Schlitten, den mir der Gefängnisdirektor zur Verfügung gestellt hatte, ein Wächter setzte sich zu mir, und bei wunderbarem Sternenhimmel sausten wir auf prächtiger Schlittenbahn den Berg hinunter zur Polizeiverwaltung. Meine Sachen wurden abgeladen und ins Kontor gebracht, dort erhielt ich mein Geld (9 Rubel 5 Kopfen), die Gefängnisbeamten fuhren fort, derselbe freundliche Polizist, der bei meiner Ankunft in Tobolsk meine Frau herbeigeholt hatte, besorgte einen Fuhrmannschlitten, packte meine Sachen und mich hinein, setzte sich zu mir, und nach Hause ging es. Es war fast 10 Uhr geworden, und die Meinen waren im Begriff, sich zur Ruhe zu legen, als der Polizist stürmisch klingelte. Meine Tochter und meine Frau erschienen, Polizist und Kutscher wurden belohnt, und wir feierten ein Wiedersehen bis tief in die Nacht hinein.

Im Hause wartete meiner noch eine Überraschung. Meine langjährige erste Kassiererin, die plötzlich zusammen mit allen reichsdeutschen Frauen und Kindern ausgewiesen worden war, hatte sich kurz entschlossen, zu uns nach Tobolsk zu reisen, und

war einige Tage zuvor eingetroffen; sie blieb von da ab unsere Hausgenossin.

Noch vor meiner Verhaftung hatte mein Bevollmächtigter mich telegraphisch gebeten, ich möge ihm doch sofort die polizeiliche Bestätigung einschicken, daß ich in Tobolsk lebe; es war nämlich eine Verfügung ergangen, daß an Geschäfte, deren reichsdeutsche oder österreichische Besitzer ins Ausland abgereist seien, seitens der Post vom 1. Januar ab nichts mehr ausgeliefert werden dürfe, er hatte infolgedessen keine Pakete und keine Geldsendungen erhalten können. Da ich ihm diese Bestätigung sofort senden konnte, so erhielt er am 21. Januar eine Niesenpost auf einmal. (Schluß folgt.)

## Weltspracherei.

### I.

Beruhigungspulver, verordnet von N. S. Prager.

(Vgl. Bbl. 1915, Nr. 297 u. 304.)

In recht humorvoller Weise behandelt Herr M. im Börseblatt 1915, Nr. 297 die Weltspracherei. Obwohl kein Anhänger der Bestrebungen, eine Weltsprache zu schaffen, freilich aus ganz anderen Gründen als Herr M., möchte ich doch einige Worte zur Rechtfertigung dieser Bestrebungen sagen.

Daß in einer Zeit, die alle zwischenstaatlichen Ziele zum Stillstand verurteilt, eine Weltsprache nicht wirksam auftreten kann, ist klar. Darum aber ist das Streben nach einer solchen nicht ohne weiteres zu verurteilen. Der beste Beweis für seine Berechtigung liegt darin, daß hervorragende Männer aller Zeiten sich mit dieser Angelegenheit und mit ihrer Verwirklichung befaßt haben. Ich nenne nur von älteren Leibniz, von jüngeren Ostwald. Diese Bestrebungen haben aber niemals das Ziel gehabt, die nationalen Sprachen zu verdrängen oder auch nur zu beschränken; sie haben lediglich versucht, die Verständigung zwischen anderssprachigen Völkern zu fördern. Der Gedanke, wenn er eben zu verwirklichen wäre, daß jemand mit einer Sprache sich auf dem ganzen Erdball schriftlich und mündlich verständigen könne, hat in der Tat etwas Verwunderliches.

Daß ein Bedürfnis nach einer Weltsprache besteht, wird dadurch bewiesen, daß stets eine Sprache zur Verständigung unter den verschiedenen Völkern als solche gedient hat. So im Mittelalter das Lateinische, das nicht nur als Gelehrtensprache, sondern auch als Kaufmannssprache zur Vermittlung gebraucht wurde, später das Französische, zum Teil auch das Englische, endlich im ganzen Orient das Italienische. Daß daneben auch halb künstliche Sprachen benutzt werden, beweist das Pidgin-Englisch, das in den chinesischen Hafenstädten in dem Verkehr zwischen Engländern und Chinesen angewendet wird, sowie das Jiddisch (bzw. das Jüdisch-Deutsch), das die russischen Juden sprechen, und das ebenfalls als Verständigungsmittel zwischen verschiedensprachigen Völkern benutzt wird.

Aber auch die künstlichen Weltsprachen haben keineswegs eine so geringe Verbreitung, wie man nach den Äußerungen M.'s vermuten sollte. Gerade die Anhänger schwören auf ihre Weltsprache, und namentlich das Esperanto hat eine ganz erhebliche Verbreitung erreicht, wie ja auch die temperamentvolle Unterhaltung, die Herr M. mit einem Esperantisten führt, ahnen läßt.

Ob nach dem Kriege diese Bestrebungen wieder auftreten, will ich nicht bejahen und auch nicht verneinen, wahrscheinlich ist es, daß sie einem Bedürfnisse entsprechen, mag dies nun mehr ein Scheinbares oder ein wirkliches sein.

Wenn freilich die Bibel ins Esperanto übersetzt ist und die Jungfrau von Orleans ins Ido, so ist über den Geschmack nicht zu streiten. Bedenken muß man aber auch hier, daß dies weniger geschehen ist, um das Lesen der Bibel in einer Kunstsprache zu fördern oder das Vergnügen an der Darstellung der Jungfrau von Orleans dadurch zu erhöhen; es ist dies lediglich die Probe auf das Exempel, d. h. die Weltsprachler wollen zeigen, was in der Kunstsprache zu leisten ist, ebenso, wie die Pferderennen lediglich zeigen sollen, was die Pferdezüchter geleistet haben.

Also: Von einer Verdrängung der natürlichen Sprache der einzelnen Völker kann weder die Rede sein, noch ist dies beabsichtigt. Es wäre auch eine Annahme ohnegleichen, wenn ein Weltsprachler annehmen würde, daß sämtliche Angehörigen auch nur eines Volkes sich der künstlichen Sprache anstatt ihrer natürlichen bedienen würden. Ich glaube kaum, daß irgend ein Esperantist oder Idist derartige überschwengliche Hoffnungen oder auch nur Wünsche hegt.

Zum Schluß will ich noch anführen, weshalb ich ein Gegner dieser Bestrebungen bin. Ich halte sie für undurchführbar, wenigstens insoweit sie zur mündlichen Verständigung verschiedener Völker